

Antoinette Rychner

wo auch
immer wir sind

Erzählung

übersetzt
von Yla M. von Dach

verlag die brotsuppe

Antoinette Rychner
wo auch immer wir sind

verlag die brotsuppe



Antoinette Rychner

wo auch immer wir sind

Erzählung
übersetzt aus dem Französischen
von Yla M. von Dach

verlag die brotsuppe

Für meine Söhne:
den tapferen Aloys
und Benjamin, den Jüngsten

September

Du bist drei Monate alt. Der Sommer geht seinem Ende zu, die Hitze dauert an. Dein Bruder, der soeben sein erstes Schuljahr begonnen hat, klagt über Schmerzen in den Beinen, in den Wangen, im Bauch, am Po. Die Anfälle kommen ganz plötzlich, tagsüber, nachts. Sie sind kurz, und dazwischen ist sein Zustand normal. Ist es der Rhythmuswechsel, die Kumulation von Schulstunden und außerschulischen Aktivitäten, neue Mitschüler, die ihn vielleicht plagen, oder ein Problem im Zusammenhang damit, dass vor kurzem ein kleiner Bruder angekommen ist: In unserem Umfeld haben alle ihre eigenen Hypothesen.

Was mich betrifft, so empfinde ich im Rahmen eines auslaufenden Mutterschaftsurlaubs diese unerwarteten Sorgen vor allem als eine Störung, die mir die Wiederaufnahme meiner Arbeit erschwert.

Die Tage vergehen, die Schmerzen verschwinden nicht. An einem Dienstag, angesichts einer neuen, durch ihre

Heftigkeit alarmierenden Krise, fahre ich in die Notaufnahme, ohne den für ein paar Tage später vereinbarten Termin beim Kinderarzt abzuwarten. Ich packe ein paar Sachen ein, um dir die Windeln zu wechseln, eine Thermoskanne mit Kräutertee, und schnalle euch im Auto auf den Kindersitzen an.

Auf der Kinderstation des Krankenhauses meint die Krankenschwester zuerst, wir kämen wegen dir. Sie streckt die Arme nach dir aus, ich muss berichtigen, sie auf deinen Bruder aufmerksam machen, der, obwohl er keine Schmerzen mehr hat, unter seiner Mütze immer noch ganz erloschen aussieht. Man weist uns eine Box zu. Blutentnahme, Warten, Nachweis abnormaler Leberenzyme, hinunter in die Radiologie für einen Ultraschall der Leber, wieder Warten ..., die Stunden vergehen, ohne wirkliche Angst; ich bin zu sehr damit beschäftigt, dich zu stillen, frisch zu wickeln oder zu wiegen und zugleich deinen Bruder zu beruhigen. Ich habe meinen kleinen Finger in deinem Mund, um dich zu besänftigen, du saugst gierig daran, während ich mit der anderen Hand den Kopf eines kleinen Jungen streichle, der nicht versteht, was mit ihm geschieht. Perfusion, Sauerstoffsättigungssensor, Blutdruckmessungen; ihn kidnappt eine unbekannte Welt.

Ich erinnere mich an eine Mahlzeit, die man ihm bringen wird: Winzersteak, Bulgur, grünes Gemüse.

Später legt man ihm Spielsachen zum Auswählen vor, als Geschenk und Belohnung für seine Geduld. Zu erschöpft, zu gequält und verdrossen weigert er sich, eins auszuwählen und bekommt gegen seinen Willen einen grässlichen Affen, der ihm so wenig zu gefallen scheint wie mir.

Im Laufe des Nachmittags gesellt sich meine Freundin Nathalie zu uns, die ich benachrichtigt habe. Sie nimmt dich auf einen Spaziergang mit; zwei gute Stunden erleichtert mir deine Abwesenheit die Aufgabe. Den Rest der Zeit suche ich bloss jede Minute nach Lösungen, damit meine beiden Arme euch Halt genug sind.

Am Ende des Tages, als ich deinem Bruder die Spuren eines vom Kiosk im Erdgeschoss mitgebrachten Eises vom Mund wische, betritt der Stationsarzt die Box – und bittet mich und seine Assistentin, uns zu setzen. Etwas Feierliches in seiner Art hätte mich warnen sollen, aber ich bin zu erleichtert, dass das Warten ein Ende hat. Ich bereite mich auf den Gedanken vor, dass dein Bruder im Krankenhaus wird bleiben müssen, wobei ich mir vorstelle, dass es sich höchstens um ein paar Tage handeln würde. Wenigstens, sage ich mir, wird man sich jetzt um ihn kümmern, ihn behandeln.

Der Arzt sagt ein paar Sätze zu dem, was sich aufgrund der Untersuchungen bis jetzt für Hypothesen abzeichnen – alles Vorsichtsmaßnahmen, die mich das, was folgt, völlig vergessen lassen wird: Plötzlich ist da das Wort *Tumor*. Dass die Aussage in der Möglichkeitsform gehalten war, nützt nichts.

»Okay«, sage ich wie aus der Pistole geschossen, »okay«, um Zeit zu gewinnen oder mich durchzulavieren, als würde ich die Information bestätigen. Doch während ich spreche, schwillt das Wort *Tumor* an, bis es den ganzen Raum ausfüllt.

Es muss eine Röntgenaufnahme der Lunge gemacht werden. Ich nicke.

Drei Monate nach deiner Geburt geht erneut ein Riss durch die Zeit: Es gibt von nun an ein *Vorher* und ein *Nachher*.

Ohne es zu wollen, lasse ich dich im Stich und habe nur noch Augen für deinen Bruder, seine zierliche Gestalt, die da liegt, während ich versuche, den Gedanken an einen Tumor und an alles, was damit verbunden ist, aufzunehmen. Unmöglich, das passt nicht zusammen. Nicht er, er kommt aus einer normalen Welt – der Beweis: Er hat ein Eis gegessen. Er braucht sich nur ein bisschen zu schütteln, ein paar Worte zu sagen mit seiner Kinderstimme, sich aufrecht hinzusetzen, und schon wird diese Bedrohung verfliegen wie ein böser Rauch.

Doch auf dem Weg nach unten, zu den Röntgenaufnahmen, wanke ich schon. Eine Assistentin fragt mich, ob es gehe, ich höre mich antworten, »nein«, bevor ich im Korridor auf einen Stuhl sinke, um dir die Brust zu geben. Es ist mindestens das vierte Mal, seit wir hier sind, du trinkst immer noch alle zwei oder drei Stunden, ich habe die Brust entblösst und die Krankenschwester fragt, ob ich einen Schal haben möchte, um mich zu bedecken. Ich lehne ab, benommen. Schamhaftigkeit ist meine geringste Sorge.

Wieder im Obergeschoss rufe ich euren Vater an, der an diesem Tag in Zürich arbeitet. Ich höre ihn schluchzen, bin mir bewusst, welchen Schlag ich ihm versetze. Doch meine Worte sind merkwürdig leicht – ein Zustand der Schwerelosigkeit, ich spüre nichts mehr. Mangels einer Gefühlsregung versuche ich hartnäckig zu betonen, dass noch keine Diagnose gestellt worden sei; wir befänden uns noch im Bereich der Vermutung. Die weiteren Untersuchungen müssen im CHUV (*Centre Hospitalier universitaire vaudois* – Universitätsspital des Kantons Waadt) in Lausanne stattfinden. Man teilt mir mit, du würdest sicher nicht im Ambulanzwagen mitfahren dürfen. Ich greife wieder zum Handy, um die ersten Freunde anzurufen, die mir einfallen. Ich mobilisiere alle meine Kräfte, um meine Anliegen zu formulieren, mich nicht von ihrer fürsorglichen Reaktion ablenken zu lassen, zum Wesentlichen zu kommen. Ettore kann dich in seinem Auto mit-

nehmen, wir regeln die Einzelheiten. Kaum habe ich aufgelegt, kommt eine Gegeninformation: Du kannst schliesslich doch mitfahren, man hat die Ambulanzfahrer benachrichtigt. Ich sage Ettore ab und rufe Robert an. Ich zähle auf: Zahnbürste, Kontaktlinsenetui plus Pflegeprodukt, Ladekabel fürs Handy, erkläre, wo unser Reserveschlüssel versteckt ist. Er übernimmt die Aufgabe, wird aber nicht genug Zeit haben, mir dieses Notfall-Set zu bringen; die Sanitäter sind schon da.

Eine Befürchtung lässt mir keine Ruhe: Wie, wenn der Schock, die Angst und der Stress meine Milch versiegen liessen? Ich habe nur meine Brust, um dich zu ernähren, keine Trockenmilch, nichts; im Übrigen hast du es noch nie mit der Flasche versucht. Man versichert mir, da, wo wir hinfahren, würden sich Säuglingsschwestern finden, Stillspezialistinnen, und gibt mir für die Reise eine kleine Pipette und Zuckerwasser mit. Wir verlassen die Box, in der wir den Tag verbracht haben. Dein Bruder liegt auf einer Tragbahre, er trägt noch seine Alltagskleider. Und doch, wie er so daliegt, mit seiner Infusion in der Ellenbogenbeuge, ist er ganz und gar zu einem Krankenhauspatienten geworden. Als man ihn in den Ambulanzwagen hinschiebt, sehe ich an dem Blick, den er ins Innere des Fahrzeugs wirft, dass trotz der Verwirrung, trotz des Schmerzes und der Erschöpfung, seine Neugierde erwacht. Man fragt mich nach deinem Kindersitz. Ich laufe zum Auto, um ihn zu holen. Den Aufzug neh-

men, den Weg finden, überlegen; alles scheint unüberwindlich. Ich öffne den Peugeot, schnalle den Sitz los, nehme ihn mit.

Während ich den Parkplatz überquere, sage ich immer wieder laut: »Mach, dass mein Kind lebt.« Der Himmel ist klar.

Im Ambulanzwagen steigen Bilder einer Trauerfeier in mir hoch: Ich sehe uns vor mir, deinen Vater und mich, gestützt von in Tränen aufgelösten Freunden. Ich schäme mich über solche Gedanken, während dein Bruder doch dreissig Zentimeter neben mir atmet. Hinter der Scheibe wird es Abend; etwas Rosa in den Wolken und der Asphalt der Strasse, der eindunkelt. Die Vertrautheit der Landschaft erschreckt und kränkt mich: Wie kann die Landschaft ringsum die gleiche bleiben, wo doch die Grundfesten unseres Lebens gerade derart aus den Fugen geraten?

Als wir ankommen, geht es mit der Tragbahre durch ein unterirdisches Labyrinth. Beim Anblick eines Pfeils, der die *pädiatrische Onkologie* anzeigt, sträubt sich alles in mir; das kann nicht wahr sein, das ist ein Irrtum; nicht wir, nicht mein Junge, nichts von alledem geht uns etwas an!

Die Unwirklichkeit erreicht ihren Höhepunkt im Moment, als eine Empfangsschwester den Vornamen deines Bruders ausspricht.